Internationale Möglichkeiten?

Eden über die außenpolitische Lage.

London, 20. Januar. Außenminister Eden gab am Dienstagabend im Unterhaus eine längere Erklärung zur außenpolitischen Lage ab.

Das Jahr 1937 werde ein Jahr schwieriger internationaler Probleme, aber auch ein Jahr der internationalen Möglichkeiten sein. Aus beiden ergebe sich die Schwere der Verantwortung, deren sich alle bewußt sein müßten.

Die gegenwärtige Lage in Spanien überschatte zur Zeit alle anderen Ereignisse. Wenn der Konflikt mit unverminderter Heftigkeit andauere, sei die Gefahr, daß Europa in einen Krieg verwickelt werde, endgültig vermindert, wenn auch noch nicht völlig beseitigt.

Nachdem Eden noch einmal darauf hingewiesen hatte, daß sich die britische Politik der Einmischung widersetze, erklärte er, niemand dürfe glauben, daß als Ergebnis des spanischen Krieges irgend eine ausländische Macht Spanien auch nur für eine Generation beherrschen und die spanische Außenpolitik lenken werde. Das sei von allen denkbaren Ergebnissen des spanischen Krieges das unwahrscheinlichste. England würde sich einer solchen Entwicklung entschieden widersetzen und es würde in einem Widerstand nicht allein dastehen, auch 24 Millionen Spanier würden Widerstand leisten. Die Regierungsform in Spanien müsse eine Angelegenheit des spanischen Volkes und von niemand anders sein. Aus diesem Grunde werde England auch weiterhin gegen jede von außen kommende Einmischung in die inneren Angelegenheiten Spaniens auftreten.

Eden wandte sich dann der englisch-italienischen Erklärung zu. Kein Wort, keine Zeile, kein Komma in dieser Erklärung gebe es, was gegen irgend einer ausländischen Macht ein Recht geben könne, in Spanien zu intervenieren, welches Gesicht auch immer die Regierung in irgend einem Teil dieses Landes haben möge.

Die britischen Interessen bei dem spanischen Konflikt seien zweifacher Natur: 1. Daß sich der Konflikt nicht über die Grenzen Spaniens hinaus ausbreite, 2. daß die politische Unabhängigkeit und die gebietsmäßige Unversehrtheit Spaniens erhalten bleibe.

Eden schilderte dann die Entwicklung der Freiwilligenfrage und die britischen Bemühungen, die Ankunft weiterer Freiwilliger zu verhindern und wandte sich den humanitären Bemühungen zu. Die langen Verhandlungen über einen Austausch von Gefangenen auf breiter Grundlage hätten noch zu keinem praktischen Ergebnis geführt.

Ein anderes ernstes politisches Thema sei Marokko.

Am 8. Januar habe ihm der französische Botschafter mitgeteilt, daß seine Regierung Nachrichten über die bevorstehende Ankunft eines starken Kontingents deutscher Freiwilliger in der spanischen Zone erhalten habe. Der Botschafter habe ihm erklärt, daß Vorbereitungen zu ihrem Empfang, wie Bereitstellung von Kasernen und Lebensmitteln, getroffen worden seien, und daß deutsche Ingenieure an den Befestigungsanlagen bei Ceuta tätig seien.

Diese Nachricht habe die französische Regierung im Hinblick auf ihre Stellung in Marokko natürlich beunruhigt, auch im Hinblick auf die Verträge von 1904 und 1912 mit Spanien. Es seien in der französischen Presse „alarmierende" Gerüchte erschienen, darunter die Beschuldigung, daß deutsche Kontingente von mehr als je 1000 Mann in Ceuta und Melilla gelandet worden seien.

Die britische Regierung sei in dieser Angelegenheit nicht sorglos oder unaufmerksam gewesen. Der britische Generalkonsul in Tanger sei aufgefordert worden, darüber zu berichten. Die seitdem eingegangenen Antworten seien im allgemeinen beruhigenden Charakters.

Am 11. Januar habe der deutsche Reichskanzler, wie sich das Unterhaus erinnern werde, dem französischen Botschafter in Berlin die positive Versicherung gegeben, daß sich in der spanischen Zone keine deutschen Streitkräfte befänden und daß er auch nicht die Absicht habe, deutsche Streitkräfte zu entsenden oder irgendeinen Teil der Zone zu besetzen. Eine ähnliche Versicherung habe der britische Botschafter in Berlin vom deutschen Außenminister erhalten. Die von britischen Beobachtern erhaltenen Berichte seien allgemein beruhigend, soweit es sich um die angebliche Landung deutscher Truppen oder die Vorbereitung für eine derartige Landung handele.

Zur englisch-italienischen Mittelmeererklärung übergehend, sagte Eden, daß es sich weder um einen Vertrag noch um einen Pakt handele. Aber die britische Regierung hoffe und glaube, daß die Erklärung das Ende eines Kapitels gespannter Beziehungen kennzeichne. Er betonte, daß der französische Außenminister die Erklärung warm begrüßt habe und daß Länder, mit denen England besonders freundschaftliche Beziehungen unterhalte — die Türkei, Jugoslawien, Griechenland, Aegypten — ihr Einverständnis mit dem was geschehen sei, zum Ausdruck gebracht hätten.

Alsdann wandte sich Eden der allgemeinen internationalen Lage zu. Zurzeit sei die britische Regierung aktiv mit der Durchführung des Aufrüstungsprogramms beschäftigt. Sie sei überzeugt, daß, obwohl diese Aufrüstung ein unerläßliches Mittel zur Erlangung des Zieles sei, das in der Herbeiführung einer europäischen Regelung und in der Stärkung der Autorität des Völkerbundes bestehe.

Man müsse ferner die Möglichkeiten der wirtschaftlichen Zusammenarbeit verstehen lernen, so daß die Lebenshaltung verbessert werden könne.

Wirtschaftliche Zusammenarbeit und politische Befriedung müßten Hand in Hand gehen.

England teile nicht die Auffassung, daß Europa vor die Wahl gestellt sei zwischen Diktaturen der Rechten und der Linken. Es nehme nicht die These an, daß die Demokratien der Nährboden für den Kommunismus seien.

Schulmeisterei an Deutschland.

Er wolle, so fuhr Eden fort, diesen Ueberblick mit ein paar Worten über Deutschland abschließen. Die Zukunft Deutschlands und die Rolle, die es in Europa spielen werde, beschäftigten heute ganz Europa in erster Linie. Es gebe im Mittelpunkt des europäischen Kontinents eine große Nation von 65 Millionen Menschen, die „Rasse und Nationalismus zu einer Weltanschauung erhoben hätten". Eden glaubte dann im Namen der ganzen Welt fragen zu müssen, „wohin diese Doktrin Deutschland, wohin sie alle anderen führen würde". Er sagte, man könne die Welt nicht mit Pakten und Verträgen heilen, man könne sie auch nicht mit „politischen Weltanschauungen" heilen, man könne sie schließlich nicht heilen mit Reden, so sehr solche Reden auch den Frieden atmen, mögen. Es müsse ein unmißverständlicher Wille zur Zusammenarbeit vorhanden sein. (Dieser Wille hat auf deutscher Seite nie gefehlt!) Dieser Wille müsse sich kundtun durch den Verzicht auf eine Doktrin der nationalen Ausschließlichkeit und durch die Annahme jedes europäischen Staates als „potentiellen Partner" bei einer Generalregelung durch eine Verminderung der Rüstungen auf einen Stand, der für die Bedürfnisse der Verteidigung ausreiche und schließlich durch die Annahme einer internationalen Regelung von Streitigkeiten, so daß der Völkerbund sich zum Segen aller auswirken könne. Diese Dinge müßten klar zum Ausdruck gebracht werden. England selbst habe keinen größeren Wunsch, als eine unbeeinträchtigte Zusammenarbeit mit den anderen Staaten. Es werde in vollem Maße auf derartige Wünsche eingehen, wo immer sie sich auch äußerten.

An die falsche Adresse.

Die „Daily Mail" behandelt **den Appell Edens an Deutschland, den Grundsatz „nationaler Ausschließlichkeit" über Bord zu werfen** und als Partner an einer europäischen Gesamtregelung teilzunehmen. Sie schreibt dazu, **daß dieses Ideal allgemein willkommen geheißen werden würde, daß man sich aber doch fragen müsse, warum die Ermahnung besonders an Deutschland gerichtet worden sei. Die immer wachsende Drohung des Bolschewismus habe ihre Schatten über Europa geworfen und stehe jeder Befriedung im Wege. An Moskaus Adresse sollten Vorwürfe wie die der „Verschärfung internationaler Gegensätze" oder Forderungen nach „Aufgabe jeder Form der Einmischung in die Angelegenheiten anderer" gerichtet werden.**

Gemeinsame Ausbeutung Aethiopiens durch Deutschland und Italien.

Rom, 20. Januar. Die Gründung einer Bergbau-Gesellschaft für Italienisch-Ostafrika veranlaßt „Giornale d' Italia", auf die Bedeutung sowie auf die Zukunftsmöglichkeiten der deutschen Mitarbeit an der wirtschaftlichen Erschließung Aethiopiens hinzuweisen. Der Direktor des halbamtlichen Blattes bemerkt einleitend, daß die neugegründete „Societa Anonima Mineraria Africa Orientale Italiana" mit Sitz in Mailand und einem Grundkapital von 50 Millionen Lire, das durch bereits sichergestellte Mittel bis auf 200 Millionen erhöht werden kann, die planmäßige Ausbeutung der Bodenschätze in Aethiopien bezweckt.

Das Charakteristikum der neuen Gesellschaft ist, wie Gayda betont, die freundschaftliche und wertvolle Mitarbeit der deutschen Finanz und Technik, wobei die Mehrheit des Kapitals in italienischen Händen verbleibt.

Dies sei eine neue Form der internationalen Zusammenarbeit, mit der Italien vollkommen einverstanden sein könne, denn Italien behalte die Mehrheit unter der Bedingung eines Vorzugsrechtes der deutschen Industrie auf 25 v. H. der wirtschaftlichen Ausbeute.

Italien, das nach der Eroberung des Imperiums berechtigte ausländische Interessen zu berücksichtigen bereit ist, müsse als alleiniger Herr über Aethiopien verlangen, daß das Ausland sich an Rom wendet, und damit dessen Souveränität anerkennt. Deutschland habe nicht gezögert, seine Interessen in Aethiopien direkt bei Italien anzumelden und habe dadurch eine freundschaftliche Zusammenarbeit mit Italien in Aethiopien erreicht.

Die neue deutsch-italienische Genossenschaft habe den Zweck, die Gebiete von Wollega, sowie West- und Ost-Harrar nach Kohle, Eisen-, Kupfer- und Bleivorkommen zu erforschen. Mit der Arbeit werde demnächst unter Führung des bekannten deutschen Geologen Professor Leo von der Mühlen (Berlin) begonnen.

Um eine nutzlose Konkurrenz auszuschalten, so schließt Gayda seine Ausführungen, habe man sowohl den Tätigkeitsbereich als auch die Ausbeutungslizenzen genau abgegrenzt, wie z.B. die deutsch-italienische Gesellschaft im Gebiet von Wollega Magneteisen suche, dagegen die Ausbeute von Edelmetallen wie Gold und Platin einer anderen Gesellschaft überlassen werde.

57] (Nachdruck verboten.)

„Hoffentlich haben alle Lampen Birnen", rief er, als er vor der Tür seines Zimmers stand.

Fräulein Schwarz drehte sich um und rief von der Treppe herab: „Hoffentlich haben Sie nicht wieder schlechte Laune.

Conrad lachte. Sie hatten sich verstanden.

Auf seinem Schreibtisch lag ein Brief. Er kam aus seiner Heimat und stammte von dem Uhrmacher Brakebusch. Conrad wog den Brief einen Augenblick in der Hand. Dieser unscheinbare grüne Umschlag barg sein Schicksal. Ob es gnädig war?

Er öffnete den Umschlag ohne Hast und trat mit dem Brief an das Fenster. Das Geäst der hohen Rüster, hinter der die Sonne stand, warf ein krauses Schattengitter auf die Scheiben. Jesko stieß unwillig mit der Schnauze gegen die Tür und legte sich dann mit einem tiefen Knurren auf die Schwelle.

Conrad las den Brief. Er war in einer zittrigen und ungefügen Schrift geschrieben.

Brakebusch teilte ihm mit, daß er sich über seine Zeilen gefreut habe. Sie schienen ihm grade „zupaß gekommen". Bei diesem Ausdruck mußte Conrad lächeln. Es war der erste Vorbote der Heimat. Brakebusch schrieb weiter, daß ein Uhrmacher doch lieber Uhrmacher bleiben solle, und daß er die Absicht gehabt habe, zu verkaufen, da er mit dem Hof nicht zurechtkomme. Erstens sei ihm die Arbeit zu schwer, zweitens habe seine Frau von dem Wesernebel das Reißen gekriegt — sie sei schon immer so anfällig gewesen — und drittens werde er nie die Landwirtschaft richtig verstehen. Da er bisher keinen Käufer gefunden habe — kein Mensch habe Geld, ob das in Berlin auch so sei —, begrüße er es, daß der Sohn des alten Besitzers ihm seine Dienste angeboten habe. Er wolle sie gern annehmen, aber nicht als Knecht, sondern als Pächter mit Vorkaufsrecht. Er könne sofort kommen, da seine Frau ihm täglich in den Ohren liege, wann sie nun endlich nach Hannover übersiedelten.

„. . . ich habe mir erlaubt, das heißt, meine teure Ehehälfte hat es mir befohlen, Ihnen ein Heimatpakat zu schicken. Ich habe es mit diesem Brief zusammen auf den Weg gebracht. Es enthält zwei Würste und einen Topf Schmalz. Beides stammt von einer strammen Ururenkelin der Zuchtsau Minna, die ich von Ihren Eltern übernommen habe. Hoffentlich wird Sie diese kleine Heimatgabe bestimmen, sich sofort auf die Bahn zu setzen und herzukommen.

Viele Grüße auch von meinem Weibe

Otto Brakebusch.

Bitte den Schmalztopf wieder mitzubringen. D. O."

Conrad ließ den Brief sinken. Aus einer Laune, aus einer hoffnungslosen Stimmung heraus hatte er diesem Mann geschrieben, ohne daran zu denken, daß sein Brief jemals eine Bedeutung für sein Leben haben sollte. Wohl hatte er mit dem Gedanken gespielt, daß die Heimat eine Zuflucht aus dem Wirrwarr seiner seelischen Not sein könnte, ja, daß sie die einzige Rettung wäre, aber er hatte nie zu hoffen gewagt, daß er vor eine solche Entscheidung gestellt würde.

Dieser Brief war die dargebotene Hand eines gütigen Schicksals. Er rührte ihn tief, er rührte an die zartesten Wurzeln seines Seins. Aber er bedeutet auch die endgültige Trennung von Christa. Das wurde ihm jetzt deutlich bewußt. Er gestand sich ein, daß in einer versteckten dunklen Ecke — hart an der Grenze seines Bewußtseins — wie eine ganz kleine Flamme die Hoffnung flackerte, daß eine höhere Macht die Dinge um Christa und ihn durch ein Wunder doch noch zu seinen Gunsten ordnete. Der Gedanke, daß Christa einmal nicht mehr um ihn sein würde, war ihm — wenn er schon einmal den Mut gehabt hatte, ihn zu denken — schmerzhaft und beinahe unvorstellbar gewesen, so fest war sie bereits in den Kreis seines Denkens, seiner Gefühle und seines Handelns eingeschlossen. Aus dem Ich war bereits unmerklich ein Wir geworden.

Dieses Wir trennte nun dieser Brief. Es war eine schmerzhafte Operation. Sie vollzog sich langsam in Conrad, während er in die Sonne starrte und sein Kopf sich mit einer eisigen Kälte füllte.

Dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb an Otto Brakebusch, daß er ihm für das großzügige Angebot danke und bereit sei, den Hof als Pächter zu übernehmen. Er käme in drei Tagen nach dort, um mit ihm über die Einzelheiten der Übernahme zu sprechen. Da ihn hier nichts mehr hielte — hier stockte Conrad einen Augenblick und horchte nach dem Treppenhaus, da aber alles still blieb, schrieb er weiter — möchte er gleich dableiben, so daß ihrer sofortigen Übersiedlung nach Hannover nichts mehr im Wege stehe.

Er las den Brief nicht noch einmal durch, sondern steckte ihn sofort in einen Umschlag. Den Umschlag verschloß er mit einer gewissen Hast, als schütze er erst endgültig die Unwiderruflichkeit des Schicksals vor den letzten Tücken eines bösen Zaubers.

Er schob den Brief in die Tasche seiner Lederjacke und stand auf. Als er an dem großen Spiegel vorbeiging, sah er sein Gesicht. Es war müde und voller Schatten, wie nach einer großen Anstrengung. Er flüchtete vor seinem Gesicht, er rannte aus dem Hause, durch den Garten, die Straße hinunter bis zur nächsten Ecke. Dort hing ein Briefkasten. Er wurde in einer Stunde geleert, wie sich Conrad davon überzeugte. Mit einem kleinen dumpfen Laut fiel der Brief auf den Boden des Kastens. Dieser Laut verursachte noch einmal einen kleinen Schmerz, dann ging Conrad den Weg zurück.

Jetzt bin ich wieder ein Bauer, dachte er, und es regte sich in ihm zum ersten Male leise ein Gefühl der Befriedigung und des Stolzes.

Ein große Verkehrsmaschine strich mit ihren dröhnenden drei Motoren über die Bäume dem Flughafen entgegen.

Er sah ihr neidlos nach. Alles zu seiner Zeit. Wenn einmal wieder geflogen werden mußte, wurde geflogen, und zwar mit Leidenschaft und Begeisterung.

An der Haustür empfing ihn Fräulein Schwarz.

„Wo waren Sie denn?" fragte sie mißtrauisch.

„Ich habe einen Brief in den Kasten gesteckt."

„So? Ich wunderte mich schon, daß die Haustür offen war", sagte sie in einem vorwurfsvollen Ton. Offene Haustüren waren ihr in höchstem Grade unsympathisch. „Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß schon zweimal ein Herr angerufen hat, der Sie sprechen wollte. Er hat einen komischen Namen, Irrigl oder so ähnlich. Kann das stimmen?"

„Mein Gott, der Irrigl. Ja, das stimmt", sagte Conrad lachend in der Erinnerung an den kleinen vertrockneten Mann und seinen siegreichen Kampf gegen das letzte Wort des Anwalts seiner verstorbenen Frau. „Was wollte er denn?"

„Er müßte Ihnen etwas sagen, etwas Wichtiges, das Sie sehr interessieren würde. Er hat sich Ihre Adresse notiert. Er scheint ein sehr schwieriger Herr zu sein", meinte Fräulein Schwarz.

(Fortsetzung folgt.)